



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Religionsunterricht

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

im Vergleich zu den guten Zeiten, wo sie zu wenig an die Zukunft dachten. Aber das ist doch an sich noch kein Notstand, auch nicht für den Rittergutsbesitzer und den Edelmann. Gerade die hannoverschen Landwirte haben sich in den Zeiten der hochgehenden Konjunktur nicht den Kopf verdrehen lassen. Mögen sie sich auch in der Zeit des Niedergangs als die zähen, selbstbewußten, pflichttreuen und arbeitsamen Sachsen beweisen. Sie werden an wahrer Vornehmheit nichts einbüßen, wenn sie sich ehrlich nach der Decke strecken.



Religionsunterricht*)



n Meisse, wo ich Mitte Oktober 1879 ankam, ward ich in eine schöne große Kirche eingeführt. Das hatte man mir als einen Vorzug meiner neuen Stellung gerühmt, mich aber freute es ganz und gar nicht; konnte ich mir doch die Lage ausmalen, ohne daß mir irgend ein Mensch ein Wort davon sagte. Die hochgehenden Wogen des Kulturkampfes hatten die Altkatholiken bis in die zweitgrößte Kirche des „schlesischen Roms“ getragen, und jetzt, wo sich diese Wogen verlaufen, die Honoratioren von der verlorenen, aus der Mode gekommenen Sache zurückgezogen hatten, wo Diplomaten bei Bischöfen antichambrierten, die Regierungs- und Landräte, die Bürgermeister und die Richter den katholischen Klerus nicht mehr als eine vaterlandslose, hochverräterische Bande verfolgten, sondern, wie 1848 und in der Konfliktzeit, als eine Stütze des Staates umschmeichelten, jetzt saß das Häuflein Altkatholiken da als Gegenstand des Hasses für die über zehntausend Seelen starke römisch-katholische Gemeinde, die es jenen nicht verzeihen konnte, daß sie ihr das schöne Gotteshaus „geraubt“ hätten. Als ein paar Jahre später die Altkatholiken aus der Kreuzkirche auszogen und sich mit der ehemaligen evangelischen Garnisonkirche begnügten, die der alte Fritz, geschmacklos und unschön, aber bombensfest, als „Pfaffentrug“ mitten auf den Ring gesetzt hatte, da hatte der Konfessionshader ein Ende, und in die Stadt kehrten Ruhe und Frieden ein. Mir war es jedesmal peinlich, in der großen prunkvollen Kirche einem Häuflein predigen zu müssen, das in einer geräumigen Kapelle Platz gehabt hätte. Da hielt ich viel lieber in Gleiwitz Gottesdienst — es geschah in jedem Monat einmal —, wo die Altkatholiken ein kleines, armseliges Kirchlein vor der Stadt

*) Fortsetzung von „München und Konstanz“ in Nr. 18, 20 und 22.

haben, das jedesmal bis auf den letzten Platz gefüllt war, und um das sie niemand beneidete. Das allerschönste aber war, daß ich in Meisse mit einem maigesetzwidrigen Gottesdienst anfangen mußte. Die Anzeigepflicht hatte der Bischof Reintens selbstverständlich rechtzeitig erfüllt, aber als ich in Meisse ankam, war die Erlaubnis des Oberpräsidenten zur Ausübung geistlicher Amtsverrichtungen noch nicht eingetroffen. Sonnabend telegraphirte ich an den Oberpräsidenten; die Antwort lautete: „Nicht in der Lage, Genehmigung zu erteilen. Oberpräsident.“ So mußte ich denn am andern Morgen einen gesetzwidrigen Gottesdienst abhalten, und hätte sich ein Denunziant gefunden, so hätte ich eben ins Loch spazieren müssen. Da erinnerte ich mich daran, daß ich kurz vorher die Entlassung aus dem preußischen Unterthanenverbände nachsuchen (kostet 1,50 Mark) und die Aufnahme in den badischen (kostet 2,50 Mark) hatte bewirken müssen, daß ich dann die Großherzogtreue wieder in die Königstreue hatte zurückverwandeln müssen, und daß sich der Oberpräsident aus Konstanz ein Führungszeugnis bestellt hatte, obwohl er wußte, wie genau ich in Liegnitz bekannt war; hatte er mir doch ein paar Wochen vorher die Entlassungsurkunde durch den Regierungspräsidenten von Liegnitz zustellen lassen. O Himmel, dachte ich, das nennt man also deutsches Vaterland! Das wäre das glorreiche neue Reich und der große Zug der Zeit oder der Zug der großen Zeit!

Da man mir geschrieben hatte, daß ich eine Amtswohnung vorfände, gedachte ich mirs gemüthlich einzurichten und eine arme Verwandte als Wirtschafterin zu mir zu nehmen; ich hatte die Wahl zwischen einer Base, die noch vergebens auf den Mann wartete, und der mit drei Kindern gesegneten Witwe eines Betters. Aber unser Herrgott, der Kirchenvorstand und ein Kreuzherrnprälat irgend eines frühern Jahrhunderts hatten es anders beschlossen. Für mich stand nur ein einziges großes Zimmer zur Verfügung; die Wirtschaftsräume des wunderbar angelegten Hauses waren dem Küster Kreisel eingeräumt worden, dessen Frau für meines Leibes Nothdurft sorgen sollte. Der Küster war ein Militärinvalid und ist einige Jahre später seinen mancherlei Leiden erlegen, nachdem er sich bis zum Tode in allerlei Ämtern, zuletzt als Logenkasstellan, redlich für die Seinen geplagt hatte. Seine sehr tüchtige und gescheite Frau und die sieben Kinder hatten bald meine Sympathie gewonnen. Als wir infolge der Beendigung des Kulturkampfes zu Neujahr 1882 aus der „Prälatur“ ausgewiesen wurden, sagte ich: Was der Kirchenvorstand zusammengestellt hat, wollen wir nicht scheiden; wir bezogen zusammen eine Mietwohnung, und nach dem Tode des Mannes wirtschaftete ich mit der Witwe weiter. So war ich denn einigermaßen verheiratet. Auch hatte ich bald einige liebe Freunde gefunden. Da war namentlich ein alter Schulkamerad von Landeshut her, Ingenieur Habich, der sich hier als Rentner niedergelassen hatte, dann der Dr. Ernst Melzer, der eine von den beiden noch übrigen An-

hängern des früher auch von mir hochgeschätzten Philosophen Günther — der andre ist der jetzige altkatholische Bischof Weber —, und der durch mannichfache gemeinnützige Thätigkeit in weitem Kreise bekannte Professor Heinrich Rose, in dessen Familie ich bis heute jeden Sonntag Nachmittag ein Plauderstündchen genieße.

Die altkatholische Seelsorgestelle war keine anerkannte Pfarrei, gewährte also keine sichere Versorgung, und ich bemerkte bald, daß es mit den Finanzen der Gemeinde nicht zum besten stehe. Ein Versuch, die Anerkennung der hiesigen Altkatholikengemeinschaft als einer Pfarrei zu erlangen, war bei der damaligen kirchenpolitischen Lage verspätet, und so beschloß ich denn, mich drei Jahre lang von den Kämpfen, Ärgernissen und Arbeiten der letzten fünfzehalb Jahre zu erholen und dann dem geistlichen Stande Valet zu sagen. Vorübergehend dachte ich noch einmal an ein evangelisches Pfarramt. Es war eine lächerliche Kleinigkeit, die mir den letzten Rest von Lust benahm. Ich sah in einer biblischen Geschichte die Überschrift: „Vom Königlichen.“ Da sagte ich mir: was für abgeschmackte Sachen würdest du dir doch auch als evangelischer Geistlicher gefallen lassen und selbst mitmachen müssen! Du würdest dir bald wieder einmal dein loses Maul verbrennen, und nachdem du römisch-katholisch und altkatholisch exkommuniziert worden bist, würdest du auch noch die evangelisch-lutherische Exkommunikation zu schmecken bekommen. Nun halte ichs zwar sonst mit dem Sprüchlein: omne trinum perfectum, und gehe z. B. von einer verschlossenen Thür nie eher fort, als bis ich dreimal am Klingelgriff gezogen oder auf den Knopf gedrückt habe; aber vor der dritten Exkommunikation graute mir, ich hatte an zweien genug.

Und gerade um des Religionsunterrichts willen, der mir früher so viel Freude gemacht hatte, war es mir lieb, daß mich die Verhältnisse aus dem geistlichen Stande hinaustrieben. Nicht die Schwerhörigkeit allein verleidete mir ihn; die wäre hier kein so großes Hindernis gewesen; die Zahl der Schüler war klein, und es ließ sich voraussagen, daß sie bald nur noch ein halbes Duzend betragen würde. Auch litt ich nicht an einem Übel, das manchen evangelischen Geistlichen viel zu schaffen zu machen scheint: der Furcht vor der modernen Bibelkritik; der Wert der Bibel steht mir so fest, daß meinen Glauben an ihre Göttlichkeit nichts erschüttern kann; die Ergebnisse der modernen Forschung auf diesem Gebiete stören mich so wenig in ihrer Lektüre, als es mir die Freude an Lessing und Shakespeare raubt, wenn ein Narr den ersten zum Plagiator und ein anderer Narr den zweiten zum Deckblatt für Bacon macht. Mag das Buch Daniel unter einem Achämeniden oder unter einem Seleuciden geschrieben sein, die Riesengestalt des Propheten, der das Mene, Tekel, Upharsin deutet, bleibt gleich groß, und alle modernen Propheten und Staatsweisen erscheinen wie Gewürm neben dem Manne, der den Gewaltigen und seine Höflingschar mit dem Worte niederschmettert:

„Deine Geschenke behalte dir, und deines Hauses Schätze gib einem andern; die Schrift aber, o König, will ich dir lesen und, was sie bedeutet, verkünden: Mene usw.“ Also das wars nicht, sondern viel andres. Allerlei Erinnerungen zogen an mir vorüber. Ich trete in eine katholische Schule. Gretel, ruft eben der Lehrer, sag die sieben Todsünden auf! Gretel schnell in die Höhe und schmettert, bei jeder Todsünde an der Spitze ihrer Schütze zupfend, heraus: erstens Hoffart, zweitens Geiz, drittens Unpaisheit — Unkeuschheit heißt's . . . Untaischheit, viertens Neid — Unkeuschheit sollst du sagen; Unschaitheit, fünftens Fraß und Völlerei . . . Ein Glück ist's noch, wenn ein alter Pfarrer dabei steht und dem eifrigen jungen Kaplan oder Lehrer zuflüstert: So lassen Sie doch das Mädel mit dem häßlichen Wort zufrieden und seien Sie froh, wenn sie es herunterschnattert, ohne erst drauf aufmerksam zu werden und am Ende gar nach der Bedeutung zu fragen! Wir treten nebenan in die evangelische Schule. Da schreit eben ein munterer Junge (er ist ganz stolz darauf, daß er die lange Antwort „auswendig“ kann): „Ich glaube, daß Jesus Christus . . . mein Herr sei, der mich verlorren und verdammten Menschen usw. Mich verlorren und verdammten Menschen! So mag ein älterer Mann, der sich mancher Mißthat bewußt ist und lange schon die Achtung vor sich selber verloren hat, sein Verhältnis zu Christus empfinden; aber dieses Kind, das der Schöpfer aus der Fülle seiner Liebe geschaffen hat, das mit der Bereitschaft zu allem Guten, mit einem geraden, offenen Sinn, mit einer Welt froher Hoffnungen im Herzen ins Leben tritt — dieses Kind ein verlornen, verdammten Mensch! Werden kann es — leider! — einer; von Haus aus ist es wahrlich keiner. Wir gehen eine Klasse weiter. Hier heult ein Junge: „Bleibet ihr hier, ihr Esel!“ Worauf es knallt, der Junge aber noch mehr heult und noch kläglicher jammert: „Bleibet ihr hier, ihr Knaben!“ Denken Sie, vertraut uns der Lehrer an, der aussteht, wie ein Soldat nach einer erschöpfenden Felddienstübung, „drei-viertel Stunden habe ich mich abgerackert, und immer noch giebt es ein paar unter den Bengeln, die den Satz noch nicht ordentlich nachsagen können: Bleibet ihr hier mit dem Esel; ich und der Knabe wollen dorthin gehen, und wenn wir angebetet haben, wollen wir wieder zu euch kommen. Und — o Gott, o Gott! — ich fürchte, morgen kommt der Kreis Schulinspektor!“ Bleibet ihr hier, ihr Esel, denken wir und gehen weiter. Aus der höhern Töchterchule kommt eben der Pastor heraus, das feine, geistvolle Gesicht in schwermütige Falten gelegt. „Denken Sie sich, klagt er, eine volle halbe Stunde habe ich heute gebraucht, um einem unfähigen Mädchen die erste Strophe des stundenplanmäßigen Liedes einzuprägen!“ Was doch für wunderliche Früchte am Baume der modernen Kultur wachsen! Da sitzen und schwitzen sehr vornehme, sehr wohlwollende, sehr geschickte und hochgelehrte Männer in eifriger Pflächterfüllung zusammen und bringen einen Schulplan zustande, und dieser

zwingt eine ganze Schulklasse, aus langer Weile *Alotria* zu treiben, verurteilt einen hochgebildeten, geistreichen Mann zum schmählischen Handwerk eines gewöhnlichen Einpaukers und verurteilt ein gedächtnisschwaches Mädchen zur geistigen Marter, weil es für unumgänglich notwendig erachtet wird, daß jeder evangelisch-lutherische Christ sechs Zeilen einer Poesie von sehr zweifelhaftem Wert auswendig hersagen könne, die er jederzeit in seinem Gesangbuche findet, wenn ihn etwa einmal die Lust anwandelt, sie zu singen! Wir versuchen es noch mit einer katholischen Dorfschule. Dort kommen wir zu spät, und der Kantor, der schon beim Mittagessen sitzt, klagt scherzend, seine Frau habe ihm die Suppe versalzen. Das geschehe jetzt überhaupt öfter, d. h. nur Dienstags und Freitags. An diesen beiden Tagen sei nämlich von elf bis zwölf Uhr Religionsstunde. Der frühere Pfarrer habe nun die ganze Stunde hindurch so anhaltend und hübsch im Takte zugehauen, daß seine Frau an das Geknall gewöhnt gewesen sei, wie der Müller ans Klappern der Mühle; seit ein paar Monaten habe man einen neuen Pfarrer, bei dems nicht knalle, und da gerate sie beim Kochen in Verwirrung. Auch die Leute im Dorfe schüttelten schon die Köpfe und sprächen: „Dar verstiechts nee!“ fehle doch am Religionsunterricht die Hauptsache.

Ich habe drei Arten von geistlichen Religionslehrern kennen gelernt. Einige wissen in der Religionsstunde gar nichts anzufangen, schwänzen so oft wie möglich und überlassen das unangenehme Geschäft dem Kaplan oder dem Lehrer. Andre verstehen mit Kindern zu reden und verplaudern ein halbes Stündchen mit ihnen; davon behalten die Kinder eine freundliche Erinnerung, die ja auch wohl meistens einige nützliche Anregungen enthalten mag; das „Schulplanmäßige“ muß dann freilich der Lehrer nachholen, wenn der Pfarrer hinaus ist. Noch andre — und die bilden wohl jetzt bei der heutigen bessern Vorbereitung die Mehrzahl — verstehen zu schulmeistern und betreiben den Religionsunterricht, wie man jeden andern Unterricht betreibt; das geht aber meistens nicht ohne Stock, weil der Religionsunterricht der schwierigste ist und am wenigsten natürliche Anziehungskraft auf die Kinder ausübt. Auf den höhern Lehranstalten bedarf man des Stockes nur darum nicht, weil da andre Disziplinarmittel zur Verfügung stehn, aber erzwingen muß sich der Lehrer auch da die Aufmerksamkeit. In der untern Abteilung einer höhern Töchterschule hatte ich ein Duzend reizender kleiner Mädchen beisammen, und ich kann versichern, die rohesten vierzehnjährigen Dchsenjungen haben mir nicht so viel zu schaffen gemacht wie diese Engelein. Kommt man mit einem handfesten Burschen einmal nicht anders zurecht, so reißt man ihm eben eins über, aber was soll man mit kleinen feinen Mädchen aus gebildeter Familie anfangen, wenn sie wie Vögelchen herumhüpfen und zwitschern anstatt aufzupassen? Auf zehn Minuten kann man sie schon mit einer biblischen Geschichte oder mit einer Katechisation über einen ihnen nicht gar zu fern liegenden

oder gar zu abstrakten Glaubenssatz fesseln; etwa über die Thätigkeit der Schutzengel, oder über die Taufe, nicht etwa über die Notwendigkeit der Taufe — bei dem Worte Erbsünde denken sie doch höchstens an Erbsen —, sondern über die Taufhandlung, aber, wie gesagt, nicht länger als zehn Minuten oder höchstens eine Viertelstunde. Nun sollte ich aber eine volle Stunde ausfüllen oder, um nicht zu lügen, volle 55 Minuten, und da muß ich denn gestehen, daß ich in der letzten Viertelstunde lieber in der Hölle gefessen hätte als bei diesen Engeln, die mich ärger peinigten, als es Teufelchen gekonnt hätten. Wie oft habe ich da gedacht: Was ist doch so eine moderne Staatsordnung für eine verrückte Einrichtung! Wenn es mir erlaubt wäre, den Kindern bloß ein Geschichtchen zu erzählen und darüber mit ihnen so lange zu plaudern, als sie der Gegenstand fesselt, dann, wenn ich merke, daß sie es satt haben, sie hinauszulassen und eine halbe Stunde auf dem Rasen mit ihnen herumzuspringen, würde davon der Staat oder würde die Kirche einfallen? Oder würde es unser Herrgott übel nehmen? Man denke sich doch einmal Christum schulplanmäßigen Religionsunterricht erteilend, oder solchen inspizierend, oder ins Klassenbuch schreibend: Montag 8 bis 9 Uhr: die Geschichte vom Königschen, oder: Frage 12 bis 18 des Katechismus, oder Lied 123! Muß ich nicht um Verzeihung bitten, daß ich einen so lästerlichen Gedanken auszusprechen wage? Und was Christo zuzutrauen Gotteslästerung wäre, muß das unbedingt einem Pfarrer oder Lehrer als das allvernünftigste, allchristlichste und allerstaats-erhaltendste zugemutet werden? Wissen wir doch ungefähr, wie der Heiland Religionsunterricht erteilt hat. Wo er saß, ging und stand, da liefen ihm die Leute nach und sammelten sich um ihn — was würde das heute den Polizeidienern, Schutzmännern und Staatsanwälten für Arbeit machen! —, und da fing er denn an zu reden, mochte es bei einem Gastmahl sein, oder im Hofraum eines Hauses, oder in einer der Hallen des Tempels (heut begehrt schon der Laie, der auf dem Kirchhofe sprechen will, eine „Strafthat“), oder auf einem Hügel, oder in einem Nachen am Gestade. Und da standen, saßen und lagen nun die Leute um ihn herum, nicht eben in den gewähltesten Anzügen und in nichts weniger als schulmäßiger Haltung, ganz so, wie man es auf den bekannten Bildern sieht. Der eine hörte andächtig zu, weil ihm die Predigt gefiel, ein zweiter war zu einfältig, die Worte zu fassen, die an sein Ohr schlugen, aber die Gestalt und das Antlitz des Meisters fesselten ihn, und so schaute denn auch er hin und that, als ob er andächtig zuhöre. Ein dritter paßte auf, um etwas zu erschnappen, was sich zum Denunziren eigne, ein vierter drückte sich leise hinten herum, ohne Bestrafung wegen Schwänzens fürchten zu müssen, ein fünfter wartete ungeduldig aufs Ende der Predigt, weil er bloß gekommen war, sich von dem Wunderarzt sein lahmes Bein heilen zu lassen, und die Kinder wälzten sich unterdessen im Sande, horchten manchmal ein wenig hin und spielten dann wieder mit einander. Abgefragt

wurde ihnen nichts, das wußten sie, und war die Predigt aus, und der Meister gab sich noch besonders mit ihnen ab, so geschah es höchstens, um sie zu lieblosen und zu segnen. Schließ aber der eine oder der andre während der Predigt, mochte es ein Kind oder ein Erwachsener sein, so war der Heiland nicht böse darüber, wie ja auch Paulus in Troas den jungen Eutychus ruhig fortschlafen ließ, bis er zum Fenster hinausfiel. Und wer dächte nicht auch an Sokrates! War ja doch das, was dieser lehrte, ebenfalls Religion. Hätte er in regelmäßigen Kursen unterrichtet und sich Geld dafür zahlen lassen, wie die Herren Sophisten, bei denen die jungen Leute Redekünste lernten, das Volk zu übertölpeln und vor Gericht ihre Gegner zu schlagen, so wäre es eben nicht Religion gewesen. So aber, da es nur gelegentlich, auf dem Markte, in schattigen Wandelgängen oder beim Trinkgelage unter heitern Scherzen geschah, und da nur solche daran teil nahmen, die freiwillig und ganz von selber kamen, nur dem Zuge ihres Herzens nachgehend, da war's Religion, denn die Seelen der Hörer wandten sich in diesen Gesprächen dem Ewigen zu. In jener Mädchenklasse, die mir am meisten zu solchen Betrachtungen Anlaß gab, erteilte nach mir ein Lehrer den Religionsunterricht. Der verfuhr nun ganz regelrecht: „Bleibet ihr hier mit dem Esel“ usw., bis jedes der kleinen Mädchen den Satz fehlerfrei nachgesprochen hatte, und die nicht acht gab oder nicht nachsprechen wollte oder konnte, kriegte so lange „Tägen,“ bis es ging „wie geschmiert,“ und so haben die Mädchen bei dem Herrn „was ordentliches gelernt.“ Ja, wie das gemacht wird, das wußte ich ja auch und hatte es oft genug praktiziert, namentlich beim Einbläuen der unregelmäßigen Verba in der Lateinstunde; aber sich dazu entschließen, nachdem der jugendliche Eifer durch vernünftige Überlegung geklärt und abgekühlt ist, sich dazu entschließen beim Religionsunterricht und bei kleinen, lieben Mädchen — nein, das ging eben nicht.

Überhaupt, was soll eigentlich der Religionsunterricht? Was die andern Fächer sollen, das weiß man. Französisch wird gelehrt, damit die Schüler französisch sprechen und schreiben können, wenn sie ins Ausland reisen müssen oder Handelsbriefe ins Ausland zu schicken haben,*) Lateinisch lernen sie, damit sie die römischen Klassiker lesen können und, wenn sie katholische Geistliche werden, die Kirchensprache verstehen, Mathematik, damit sie Äcker aus-

*) Über den Zweck denken die Schüler oft schon sehr früh nach. Ein zwölfjähriger Knabe, Phlegmatikus — die Phlegmatiker sind die verständigsten — dem ich Latein einpaukte, streifte einfach. Er las z. B. mit seiner melodischen Stimme einen Satz herunter, sah mich dann mit seinen großen unschuldsvollen Augen an und überließ mir das übrige; weder gute Worte noch Prügel konnten ihn dazu bringen, einen Übersetzungsversuch zu unternehmen. Im nächsten Jahre kam das Französische dran, und da gings prächtig. Verwundert fragte ich ihn: Aber warum machst du denn das so hübsch und willst im Latein gar nicht ran? Ja, sagte er, französisch kann man mal sprechen, aber was soll mir denn das dumme Latein?

messen können usw. Weil aber ein Junge mit zehn Jahren noch nicht weiß, was er dereinst für einen Beruf wählen wird, darum muß er vielerlei lernen, außerdem auch deshalb, weil die hohe Obrigkeit die Thür zu den verschiedenen Ämtern nur solchen erschließt, die die vorgeschriebnen Prüfungen bestehn. Daneben wird dann freilich von jedem Fach auch eine günstige Einwirkung auf Denkkraft und Charakter erwartet, aber die Hauptsache bleibt doch, daß man das Gelernte in seinem Berufe oder wenigstens für die Prüfung braucht. Den Stoff des Religionsunterrichts dagegen braucht niemand für seinen Beruf (die wissenschaftlichen Religionskenntnisse des Theologen sind ganz andrer Art) und als Eintrittskarte zu den Staatsämtern wird der Nachweis von Religionskenntnissen in Preußen allerdings noch gefordert, in Baden hingegen schon nicht mehr, dort hat man die Religionsprüfung aus dem Abiturientenexamen gestrichen. Daß der Gebildete auch in Religionsfachen „etwas“ wissen müsse, halten zwar die meisten für selbstverständlich; fragt man aber: Was und wieviel? so bemerkt man bald, daß jede objektive Norm fehlt, während eine solche bei Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften vorhanden ist. Stöcker hat einmal die Heiterkeit des liberalen Deutschlands erregt, indem er seinen Unwillen darüber aussprach, daß eine ganze Abteilung Berliner Konfirmationsschüler von der Krankheit des Königs Hiskia nichts gewußt habe; man sagte es ihm gerade heraus, daß die moderne Bildung über den König Hiskia und die übrigen obskuren Judenkönige längst hinausgeschritten sei; der „Gebildete“ findet oder fand wenigstens noch vor zwanzig Jahren, wo es ihm eine höchst gebildete und aufgeklärte Regierung gestattete, die meisten Katechismusantworten, biblischen Geschichten und Kirchenlieder so überflüssig wie die Geschichte vom König Hiskia und der Sonnenuhr. Und ginge es einmal ans Streichen, die Liberalen würden manchen Bundesgenossen finden unter den Frommen. Was nützen meinem Jungen, so denkt gar mancher Vater, die vielen Lieder, Bibelsprüche und gelehrten Katechismusätze! Soll er doch kein Prediger werden, sondern nur ein rechtschaffner und gottesfürchtiger Mensch.

Und das wird nun allerdings ziemlich allgemein als der eigentliche Zweck des Religionsunterrichts angesehen, daß er rechtschaffne und gottesfürchtige Menschen aus den Kindern machen solle. Aber die Zahl derer ist schon längst nicht mehr klein, die da einsehen, daß Religion und Sittlichkeit nicht gelehrt werden können, daß sie den Religionsunterricht also nicht erzeugen kann, und daß das, was er etwa zu ihrer Förderung beitragen mag, von den Geistlichen und vom Staate außerordentlich überschätzt wird. Was ist denn Sittlichkeit? Was sie dem Inhalt nach sei, darüber gehen die Ansichten weit auseinander, aber wenigstens über die Form herrscht kein Streit. Der Form nach besteht Sittlichkeit in einer gewissen Art, Handlungen zu beurteilen und selbst zu handeln. Beides, das Urteil über die Handlungen anderer wie die Gewohn-

heit des eignen Handelns, kann aber nur im Handeln, im Leben gebildet werden, also zunächst im Hause. Hier sieht das Kind handeln und handelt es selbst und erfährt aus Lob und Tadel, aus freundlichen und zornigen und betrübten Gesichtern, aus Strafen, aus den Gesprächen seiner Eltern und anderer Leute, wie Handlungen zu beurteilen seien. In der Schule, wo es zudem nur den kleinern Teil seiner wachen Zeit zubringt, leidet es mehr, als es handelt. Gewöhnlich ist ihm hier nur eine höchst einseitige Art des Handelns gestattet, die vorgeschriebne Denk-, Schreib- und Sprechthätigkeit, und oft hat es stundenlang gar nichts zu thun, als unbeweglich da zu sitzen, was freilich als Übung in der Selbstbeherrschung auch eine Seite der Sittlichkeit fördert, andre Seiten aber desto mehr schädigt. Die Schulsittlichkeit kann eben ihrer Natur nach nicht anders als einseitig sein. Fleiß, Ordnungsliebe, Verträglichkeit, Gehorsam werden in der Schule meistens kräftiger gefördert als zu Hause. Dafür hat das Schulleben seine eigentümlichen Gefahren: schwierige Aufgaben erzeugen die Gewohnheit des Betrügens, ein langweiliger Unterricht — und den bessern Köpfen wird fast jeder Schulunterricht langweilig, weil er auf die Bedürfnisse der Mittelmäßigen zugeschnitten sein muß — verführt zum Brüten und Phantasiren, die Passivität, die dem Schüler so lange Jahre hindurch zugemutet wird, schwächt die Anlage zur Thätigkeit; ein fleißiger Schüler kann später ein unthätiger Mensch werden, dem die Lust und Fähigkeit zu selbständigen Unternehmungen fehlt, weil er gewöhnt worden ist, zwar alles Aufgegebne ordentlich zu verrichten, aber nichts zu thun, was ihm nicht aufgegeben ist. Das allerwichtigste: die Kunst, in jeder Lage dieses wechselvollen Lebens die richtige Entscheidung zu treffen, die angemessene Haltung zu bewahren, die kann in der Schule weniger als sonst überall eingeübt werden; dazu bieten das Haus, der Spielplatz, die Werkstatt, der Umgang mit Kameraden weit mehr Gelegenheit.

Das alles gilt nun auch vom Religionsunterricht, der an diesen guten und schlimmen Wirkungen teilnimmt — im Verhältnis seiner Stundenzahl, sodas er von der Verantwortung für den guten und schlimmen Einfluß des Gesamtunterrichts in den höhern Lehranstalten etwa ein Sechzehntel und in den Volksschulen etwa ein Viertel zu tragen hat. Aber, wird der Geistliche einwenden, der Religionsunterricht soll doch in ganz andrer Weise auf die Sittlichkeit einwirken als der Gesamtunterricht, nämlich durch seinen Inhalt. Ich will hier nicht daran erinnern, daß nach einer ziemlich weit verbreiteten Meinung, die sich auf ein sehr umfangreiches Material trauriger geschichtlicher Erfahrungen berufen kann, die Leute, die den allergründlichsten Religionsunterricht genossen haben, nämlich die Geistlichen, im allgemeinen eher unter als über dem Durchschnitt der Volksittlichkeit ihrer Zeit zu stehen pflegen; das ist eine Seite der Sache, der es ja an Bearbeitern niemals fehlt. Ich halte mich nur an das Technische. Man meint, der Religionsunterricht solle

ja nicht bloß helfen, das bischen einseitige Schulsitte zu pflegen, er solle vielmehr die löblichen Gewohnheiten des Handelns durch Aufzeigung ihrer Ursprünge und ihrer Notwendigkeit auf klare, feste Grundsätze stellen, er solle anschauliche Bilder guter und schlechter Handlungen und Personen darreichen, an denen sich das sittliche Urteil üben könne, deren Anblick das Wohlgefallen am Guten, den Abscheu vorm Bösen verstärke, solle mancherlei Beweggründe wecken, die geeignet seien, den guten Willen zu locken, zu treiben, im Gange zu erhalten. Gewiß soll er das alles; aber soll es der übrige Unterricht etwa nicht? Womit beschäftigt sich denn der Sprachunterricht, soweit darin Lesestücke vorgenommen werden, womit der Geschichtsunterricht, als mit der Bildung des sittlichen Urteils, mit der Aus- und Einprägung von Grundsätzen, mit der Übermittlung oder Weckung von Beweggründen zum sittlichen Handeln, mit der Darstellung anziehender Sittenbilder? Auch in Hinsicht auf diese Art von Einwirkung bildet also der Religionsunterricht im besten Falle nur ein Bruchstück des Gesamtunterrichts; im besten Falle, sage ich, d. h. wenn er gut ist. Wird nun aber weiter gefragt, was denn zu einem guten Religionsunterricht gehöre, so kann doch die Frage nach dem Unterrichtsstoff unmöglich umgangen oder als nebensächlich beiseite geschoben werden; man kann sich nicht mit der Redensart um die Schwierigkeit herumdrücken, es sei beim Religionsunterricht nicht sowohl auf die Verbringung von Kenntnissen abgesehen, als auf die Charakterbildung und die Veredlung des Gemütes. Wenn irgend ein Unterricht etwas dergleichen leisten soll, so muß der Lehrer vor allem ganz genau und bestimmt wissen, was er eigentlich zu lehren hat; er und die Schüler müssen überzeugt sein und die Empfindung haben, daß sie ein nützlichcs Stück Arbeit miteinander verrichten. Das thörichte Gerede, daß der Religionsunterricht, ja der ganze Schulunterricht mehr erziehen als unterrichten solle, und daß Unterricht ohne Erziehung mehr schade als nütze, wobei also vorausgesetzt wird, daß Unterricht ohne Erziehung und Erziehung ohne Unterricht möglich sei, dieses thörichte Gerede hat Falk in einer Kulturkampfdebatte mit der richtigen Bemerkung zurückgewiesen, daß es eben der Unterricht sei, durch den der Lehrer erziehe, und daß ihm gar kein anderes Erziehungsmittel zur Verfügung stehe. Erbauliches Geschwätz ins Blaue hinein ist besten Falls eine harmlose Unterhaltung, aber keine „sittlich-religiöse Erziehung,“ und was sich sonst etwa die Frommen unter dem Ausdruck denken mögen, davon kann ich mir keine Vorstellung machen.

(Fortsetzung folgt)

